

Heimkehr

Autor(en): **Kollbrunner, Oskar**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **16 (1926)**

Heft 35

PDF erstellt am: **23.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-644144>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 35
XVI. Jahrgang
1926

Bern
28. August
1926

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern
Redaktion: Dr. Hans Bracher, Muristrasse Nr. 3 (Telephon Christoph 3142); Jules Werder, Neuengasse Nr. 9 (Telephon Bollwerk 3379)

Heimkehr.

Von Oskar Kollbrunner, New-York.

Nun sind mir Grenzen keine Grenzen mehr —
Ein jeder Weg zur Heimat steht mir offen
In dieser Stunde süßer Wiederkehr.
Nun grüßt es mich von allen Türmen her,
Doch manchmal stehe ich, davon betroffen,
Am Heimkehrweg, die Wanderfüße schwer.

Und jeder Schlagbaum sperrt den Weg mir ab,
Weg über Berge, über Strom und Brücken,
Der schleicht so bang, wie Weg zum Muttergrab.
Und graue Wolken schatten tief herab,
Durch die, wie warnend, rote Blitze zücken:
Kehr' nicht zurück an deinem Wanderstab!

Wohl ist die Heimkehr süß, nach Jahr und Tag,
Rauschen die Ströme, weh'n die grünen Bäume
Und blüht der Blumen leuchtendes Gelag:
Doch ach! Der wehen Abschiedsstunde Schlag
Weckt wie ein Schrei dereinst in gold'ne Träume,
Den 's Mutterherz nicht überleben mag.

Doch ach! Für mich gibt's nimmer ein Haltein
Und wären alle Brücken abgerissen,
Und läg' die Welt vor mir im Feuerschein
Und giftete als Schlange jeder Stein:
Ich würde dennoch nach der Heimat müssen,
Denn also liebe ich die Heimat mein!

Die Geschichte des Heinrich Lenz.

Von Alfred Suggenberger.

10

Heinrich Lenz wußte für einmal genug. Er häschelte noch ein wenig im Stall herum und nahm dann die Laterne vom Nagel mit dem Bemerkten, daß das Vieh unterdessen auch seine Ruhe haben müsse.

Für den kommenden Vormittag war ein Kirchgang geplant gewesen. Aber nun blieb Heinrich nach dem Füttern bis zum Mittagessen in seiner Kammer und setzte mit viel Mühe und Ausdauer einen Brief an den Zeerli in Schmelzach auf, worin er dem Winkeladvokaten in möglichst gewundenen Ausdrücken mitteilte, daß es sich ihm zurzeit nicht schide, indem etwas Unerwartetes eingetreten sei. Aufgeschoben sei aber nicht aufgehoben usw. Den Brief trug er am Nachmittag selber nach Schönen hinab, um ihn dort in den Briefeinwurf zu stecken. Denn der Briefträger Fehr in Lenzenholz durfte beileibe nicht merken, daß er etwas mit dem Zeerli zu tun hatte.

Merkwürdigerweise kam ihm nun plötzlich alles wunderbar einfach vor. Das Sprichwort sagte wohl nicht umsonst, ein Weibervolk trage in der Schürze fort, was ein Mann mit vier Pferden zuführe. Gewiß, das mußte ein anderes Vorwärtskommen sein, wenn an Annettes Stelle eine fleißige, sparsame Frau das Regiment im Haus hatte. Dann ließ sich das Geld für den Prozeß wohl nebenbei zusammenbringen...

Im Heimgehen schlug Heinrich den Umweg über die Zeltegg ein; aber die Hoffnung, daß ihm Sabine vielleicht zufällig in den Weg laufen würde, sollte sich leider als trügerisch erweisen. Den Frauen jetzt gleich am ersten Sonntag ins Haus zu fallen, das ging auch nicht wohl an. Besser, man wartete ein wenig zu, bis sich der erste Zorn über die Enttäuschung bei der Bucherin gelegt hatte.

Während Heinrich an einem der nächsten Nachmittage auf seinem Ackerlein an der Zeltegghalde Kartoffeln aushadete, kam Sabine Bucher halb sonntäglich gekleidet mit einem kleinen, grünen Schiebkarren vom Dorfe herauf; sie mußte nahe an ihm vorbei. Er würde sie nicht einmal erkannt haben, wenn sie nicht den Karren abgestellt und ihn mit einem munteren Gruß angerufen hätte. Sie war ja gar nicht so, wie er sie sich gedacht und aus der Erinnerung vorgestellt hatte: schmal von Gestalt, ein wenig bleich und allzeit eigensinnig. Ihr widerspenntiges Kraushaar war dunkler und zahmer geworden; auf den frischen, sonnengebräunten Wangen war von dem kleinen Mal kaum mehr eine Spur zu sehen. Und wenn sich Heinrich gegen Tischbergers Bemerkung vom „respektablen Lebensgewicht“ im stillen ein wenig aufgelehnt hatte, so war ihm Sabine nun auch in ihrer jugendlichen Fülle eine Ueberraschung. Er stand wirklich einem fast fremden Mädchen gegenüber, dem